

EthnoScripts

ZEITSCHRIFT FÜR AKTUELLE
ETHNOLOGISCHE STUDIEN

Erkundung ethnologischer Arbeitsfelder

Jahrgang 17 Heft 2 | 2015

Mijal Gandelman-Trier im Gespräch mit Sabine Görges-Dey, Frank Müller und Cordula Weißköppel

„Studium und dann?!“ Das Praxisbüro am Fachbereich 9
Kulturwissenschaften der Universität Bremen

Ethnoscripts 2015 17 (2): 208-219

eISSN 2199-7942

Herausgeber:

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
D-20146 Hamburg
Tel.: 040 42838 4182
E-Mail: lfE@uni-hamburg.de
<http://www.ethnologie.uni-hamburg.de>

eISSN: 2199-7942



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Licence 4.0 International: Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

„Studium und dann?!“ Das Praxisbüro am Fachbereich 9 Kulturwissenschaften der Universität Bremen

Mijal Gandelsman-Trier im Gespräch mit Sabine GörGES-Dey, Frank Müller und Cordula Weißköppel

Sabine GörGES-Dey ist Diplomsoziologin und Leiterin des Praxisbüros am Fachbereich 9 Kulturwissenschaften der Universität Bremen. Dr. Frank Müller ist Kulturwissenschaftler und arbeitet als Lektor am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft der Universität Bremen, er ist Praktikumsbeauftragter des Instituts. Dr. Cordula Weißköppel ist Ethnologin und als Akademische Rätin am Institut für Ethnologie der Universität Bremen tätig. Sie ist für die Studienfachberatung im M.A.-Studiengang Transkulturelle Studien verantwortlich sowie Sokrates/Erasmus-Beauftragte am Institut. Das Gespräch fand am 18.03.2015 statt.

Zur Erläuterung: Der betreffende Fachbereich an der Universität Bremen heißt Kulturwissenschaften; der Studiengang, auf den dieses Gespräch mehrfach Bezug nimmt, heißt B.A. Kulturwissenschaft. Er ist am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft angesiedelt. Der Masterstudiengang Transkulturelle Studien (MATS) ist ein transdisziplinäres Programm des Instituts für Ethnologie und Kulturwissenschaft, der Religions- und der Literaturwissenschaft an der Universität Bremen.

Das Gespräch

MT¹: Um mal ganz allgemein zu beginnen: Was ist eigentlich das Praxisbüro?

SGD: Das Praxisbüro ist eine Einrichtung für den gesamten Fachbereich 9 Kulturwissenschaften und zuständig für alle Studiengänge zu den Themen berufliche Orientierung, Praxis, Praktikumsberatung, Vermittlung, Coaching für die Übergänge – sowohl in weiterführende Masterstudiengänge als auch in die berufliche Praxis. Es heißt Büro für Praxis- und Berufsorientierung, kurz Praxisbüro genannt, aber der lange Titel drückt es besser aus.

MT: Wann und wie ist das Praxisbüro entstanden?

SGD: Das Praxisbüro ist 2004 eingerichtet worden. Ich selbst bin jetzt fast 11 Jahre hier. Das war die Zeit, als die Magisterstudiengänge am Auslaufen waren, das habe ich zum Teil noch mit begleitet. Die Universitätsleitung hatte sich damals überlegt zu überprüfen, wie in den geisteswissenschaftlichen Fä-

1 Die Namen der GesprächspartnerInnen werden wie folgt abgekürzt: Sabine GörGES-Dey: SGD, Frank Müller: FM, Cordula Weißköppel: CW, Mijal Gandelsman-Trier: MT.

chern die Abschlussrate war, wie viele Studierende das Studium aufnehmen und wie viele es abschließen. Und das sah in diesem Fachbereich – ich sage es pauschal für den gesamten Fachbereich und alle Studiengänge – nicht so gut aus. Und da die Bachelor- und Masterstudiengänge deutlich berufsorientierter konzipiert werden sollten, hat der damalige Rektor gesagt: Wir stellen diesem Fachbereich jemanden zur Seite, um das Thema der Praxis- und Berufsorientierung deutlicher auf die Agenda zu nehmen und die Studierenden darin zu begleiten und natürlich auch die Lehrenden bei Maßnahmen und Programmen zu beraten, wie es besser gehen könnte.

MT: Die Zielsetzung haben Sie ja jetzt schon angesprochen. Wie sieht denn die Arbeit im Praxisbüro konkret aus?

SGD: Ich kann das beispielhaft am Studiengang Kulturwissenschaft/ Ethnologie erläutern, weil es lange Zeit der umfänglichste war. Es gab keine Vorbilder für die Arbeit, die ich mache. Wenn ich also zusammen mit den Lehrenden Maßnahmen überlegt habe, habe ich diese gern erstmal in der Kulturwissenschaft ausprobiert, um zu schauen, ob es funktioniert und angenommen wird. Meine Arbeit hat viele Facetten: Ich berate Studierende individuell dabei, wie sie ein Praktikum finden, wobei ich da keinen Bauchladen aufklappe, sondern mit den Studierenden darüber rede, wo ihre Interessen liegen, ihre Fähigkeiten, wie sie das Passende dazu finden, wenn sie es nicht selbst wissen. Das ist die individuelle Beratung. Ich mache zusammen mit den Lehrenden Veranstaltungen – Einführungsveranstaltungen in das Thema Praktikum und Berufsorientierung. Das sind einmalige Veranstaltungen zu Beginn des Studiums, etwa nach dem Motto: Warum ich mich zu Beginn des Studiums schon damit befassen soll, wo ich einmal hin will. Und am Ende des Studiums machen wir eine Auswertungsveranstaltung zu den Erfahrungen im Praktikum. Da wollen wir nochmal individuell etwas hören, aber auch den Austausch zwischen den Studierenden fördern. Und wir wollen uns auch anhören, was die uns mit auf den Weg geben wollen. Im Wintersemester mache ich immer eine Coaching-Veranstaltung, die heißt „Studium und dann?“. Das ist so eine Potenzialanalyse: Was und wie viel habe ich gemacht? Was habe ich erfahren? Und was mache ich jetzt damit? Das ist ein ziemlich intensiver Workshop über vier SWS (Semesterwochenstunden). Ich entwickle weiterhin strukturelle Maßnahmen in Zusammenarbeit mit den Lehrenden: Wie können wir die Studierenden unterstützen, ohne sie zu „pampern“? Ich glaube, das sind die wichtigsten Aspekte meiner Arbeit. Und ich vernetze mich natürlich intensiv mit Kolleginnen an dieser Uni, die Ähnliches tun, in anderen Fachbereichen, aber auch mit der zentralen Einrichtung „Career Center“, so dass wir auch voneinander profitieren können. Und ich mache auch individuelle Coachings mit intensiven Gesprächen, wohin es mal hingehen soll ...

MT: Dann eher zur beruflichen Orientierung?

SGD: Ja, zur beruflichen Orientierung Das ist manchmal ein Stolpern: Bin ich überhaupt in diesem Studium richtig? Da versuche ich nochmal auf den Punkt Null zu gehen. Was hat die Leute in ihr Studium gebracht? Was waren ihre Interessen? Es nimmt durchaus zu, dass dies Angebot genutzt wird. Das lebt vom direkten Kontakt mit den Studierenden und nicht davon, irgendwelche Informationen reinzustellen. Ich habe natürlich eine Homepage², auf der alle möglichen Informationen stehen. Und ich berate auch zum Auslandsstudium. Das sind so die Kernaufgaben.

MT: Ist es eigentlich so, dass die Praktika ein Pflichtmodul sind, im B.A. und im M.A.?

FM: Im M.A. ist kein Pflichtmodul vorgesehen, aber im B.A. Allerdings ist es relativ geringfügig im Vergleich zu anderen Studiengängen. Im B.A. geht es um sechs Wochen Pflichtpraktikum, 240 Stunden. Viele Studierende machen mehr und längere Praktika oder teilen diese auf. Manche Praktika können sinnvoll in Teilzeit gemacht werden, etwa zwei Tage in der Woche und dann erstreckt es sich über einen längeren Zeitraum. Da sind wir sehr flexibel und schreiben nicht viel vor und beraten die Studierenden intensiv etwas zu finden, das ihnen auch wirklich etwas bringt. Es geht mehr darum zu schauen, ist diese Erfahrung sinnvoll, probieren die Studierenden etwas aus, was sie sich wirklich vorgestellt haben. Es soll nicht darum gehen, einfach nur einen Haken hinter dieses Modul zu setzen. Das versuchen die Lehrenden im Studiengang zu berücksichtigen, zu gucken, steht da auch ein Interesse dahinter, hat es auch etwas mit dem Studium zu tun. Es ist ja ein breit aufgestelltes Studium, es gibt sehr viele Möglichkeiten, auch gerade durch unseren ethnologischen Schwerpunkt, der – wie ich finde – für viele Bereiche qualifiziert. Gerade auch dadurch, dass wir eine bestimmte Methodik vermitteln, dass wir Themen aus relevanten gesellschaftlichen Praxisfeldern anbieten, die bearbeitet werden können in unterschiedlichsten Institutionen und Zusammenhängen, die sich die Studierenden aussuchen können. Wir schauen eben darauf, dass diese kurze vorgeschriebene Zeit vernünftig genutzt wird und man nicht einfach irgendwo zu einer PR-Agentur geht, sondern guckt, passt es zu dem, was die Studierenden sich sonst vorstellen.

MT: Das Praktikum ist also verpflichtend für diese sechs Wochen. Sie sagten aber auch, dass viele Studierende längere Praktika machen. Ist also das Interesse bzw. die Praxisorientierung von Studierenden relativ groß oder lässt sich das nicht so verallgemeinern?

FM: Doch. Wir stellen in der Auswertungsveranstaltungen fest, dass einige Studierende sich vorstellen könnten, dass man ein Praxissemester einführt, so wie es bereits in einem anderen Fach der Fall ist, das oft mit Ethnologie/Kulturwissenschaft zusammen studiert wird, nämlich Kultur- und Medienwissenschaften. Die haben ein Praxissemester. Und zudem trifft es auf die

2 Siehe: <http://www.praxisbuero-fb9.uni-bremen.de/>

Bedürfnisse der Praktika-Gebenden. Die möchten auch gern jemanden, den sie angelernt haben, lieber zwei bis drei Monate da behalten. Wenn sie dann auch etwas zahlen, haben wir damit überhaupt kein Problem. Bei längeren Praktika schauen wir etwas darauf und ermutigen unsere Studierenden, danach zu fragen – nicht nur im Rahmen der Mindestlohndebatte, sondern inwiefern die Arbeit, die sie da leisten, wertgeschätzt wird und in irgendeiner Weise vergütet wird.

MT: In welcher Phase des Studiums machen die Studierenden ihre Praktika oder lässt sich das nicht so eingrenzen?

FM: Doch, wir haben das sogar in der Praktikumsordnung ein bisschen festgeschrieben, indem wir empfehlen, das Praktikum erst nach dem vierten Semester zu machen – ausgehend von der Idee, die Studierenden sollen kennen, was sie studieren, um dann zu schauen, welche der erlernten Fähigkeiten in einem Feld gewinnbringend einzubringen sind. Manche Studierende machen das Praktikum etwas früher, die meisten aber eher in der Studienabschlussphase, so um das fünfte oder sechste Semester. Es gibt ja Studierende, die studieren länger als sechs Semester ... Wie ich finde, ist es im letzten Drittel des Studiums auch vernünftig angesiedelt.

MT: Und wie ist es im M.A.?

CW: Im M.A. setzen wir schon auf eine gezieltere Reflexion. Inzwischen ist die Entwicklung ja so, dass auf dem Berufsmarkt erwartet wird, dass Leute mehrere Praktika gemacht haben. Deshalb ist es wichtig, diese Erfahrungen zu reflektieren. Es kann ja auch mal ein „Anti-Praktikum“ sein, in dem man also merkt, dieses Feld ist es nicht. Deswegen ist die Betreuungsarbeit so wichtig geworden. Man schaut dann gemeinsam, was der nächste sinnvolle Praktikumsplatz ist. Und daran setzen wir im M.A. „Transkulturelle Studien“ ganz gezielt an, indem wir ein kleines Modul entwickelt haben, das so genannte Modul zur Profilbildung. Die B.A.-Kandidaten bringen ja schon ein breites Spektrum an Erfahrungen mit, Auslandserfahrungen oft kombiniert mit Projekten oder Praktika. Was wir verstärkt anregen, ist zu reflektieren, wo die eigenen Potenziale sind, was sich da schon als roter Faden andeutet. Das ist manchmal gar nicht so einfach, manche Studierende fühlen sich auch ein bisschen überfordert. Aber ich finde es außerordentlich wichtig, weil es heute so viele Angebote gibt, diese große Pluralität. Und da geht es darum, wiederum eine Orientierung zu verschaffen für eine weitere Schwerpunktbildung. Das machen wir in diesem Modul, ganz eng verzahnt mit den Angeboten von Sabine Görges-Dey. Um es nochmal zu betonen: Ich habe solche Sachen damals am Institut für Ethnologie in Hamburg als Studentin mitgemacht – BOV hieß es damals, Berufsorientierung für Völkerkundler – das war eines der ersten Seminarangebote, die Praktika zu begleiten. Und dass es hier in langer Sicht gelungen ist, über das Praxisbüro so etwas zu institutionalisieren und kontinuierlich mit einem Gesicht, mit einer Person zu

verbinden, die es neben den Lehrenden als andere Ansprechperson gibt, das finde ich wichtig. Wenn Studierende die Angebote entdeckt haben, dann hört man häufig, die ist ja nett. Dass da jemand ist, die vom Erfahrungsspektrum und den Netzwerken her quer zu den Professoren steht, ist ihnen wichtig. Das bekomme ich oft als Rückmeldung.

SGD: Und der ethnologische Master ist eigentlich der einzige Master, der mich immer einbezieht. Ich merke, es spielt wirklich eine Rolle, dass mich die Leute einmal gesehen haben. Wichtig ist dabei, dass sie mich als Institution außerhalb der Lehrenden sehen. Ich muss die Studierenden nicht bewerten. Die trauen sich eher bei mir zu sagen: also, ich weiß nicht, ob das alles richtig ist mit meinem Studienweg – das bleibt ja ohnehin bei mir im Raum. Sie müssen nicht die Sorge haben: Oh, bei der muss ich demnächst eine Hausarbeit abgeben, wenn ich mich jetzt oute, dass ich gerade ganz unsicher bin, dann wirkt sich das irgendwie aus. Ich denke, das ist ein Vorteil, den ich habe. Wobei ich den Studierenden Mut mache: fachlich berated euch mit euren Lehrenden, die sind dafür da und die sind dafür offen. Aber ich bin wirklich eine neutralere Instanz, und es ist gut, dass es so etwas gibt.

CW: Das merke ich übrigens auch im Modul 4 auf MATS-Ebene. Das ist ohne Benotung, weil es da viel um biographische Prozesse geht. Die Studierenden müssen da so ein Portfolio schreiben, ein Exposé für ein Selbststudium, und dann fragen sie vorher ganz genau, ob es erstens bei mir bleibt und zweitens ohne Bewertung ist. Das ist bei diesen Sachen eine ganz wichtige Rahmenbedingung.

MT: Im Master ist ein Praktikum ja nicht verpflichtend, ist dann trotzdem ausreichend Raum dafür da, damit die Studierenden die Praxisanteile ausreichend wahrnehmen können?

CW: Wir haben das so festgelegt, damit die Studierenden selbstständig entscheiden können. Um nicht mehr Stricke zu bauen, sondern eher Möglichkeitsräume. Manche empfinden es aber auch als Überforderung, wenn man sagt, eigentlich solltet ihr ... Für einen Master in Kulturwissenschaft ist es natürlich angesagt, auch weitere Praktika zu machen, auch weitere Auslandsaufenthalte zu organisieren. Und dann gibt es andere Leute, die machen das einfach. Schon im ersten Semester wissen sie, dass sie nach Südafrika wollen oder ein Praktikum beim Goethe-Institut in Peking vorhaben. Ich glaube zudem, dass der Konkurrenzdruck in der Peergroup wächst. Man muss eben auch auffangen, dass es natürlich unterschiedliche Individuen gibt. Deswegen finde ich es nach wie vor gut, dass wir es optional haben. Wie gesagt, wir haben die Rückmeldung von Studierenden, dass es quasi als Zwang empfunden wird. Insofern befindet man sich in diesem Spannungsfeld, Leute zu motivieren. Gleichzeitig wissen wir, dass der Markt in dieser Hinsicht immer anspruchsvoller wird. Das finde ich eine bedenkliche Entwicklung, weil es viel weniger Zeit in dieser Studienphase gibt, immer mehr reingepackt wird.

Und Zeit für Selbstfindungsprozesse, die wir früher hatten, haben die Leute heute nicht mehr.

FM: Dazu kommt vielleicht auch noch, dass der Druck auf das unternehmerische Selbst zugenommen hat – „du bist deines Glückes Schmied“. Und die Nachfragen aus Familie und Umfeld kommen, wenn es dann heißt: Und was macht man mit einem Ethnologie- oder Kulturwissenschaftsstudium? Heute hat das andere Dimensionen angenommen, als es vielleicht vor zehn, fünfzehn Jahren der Fall war – es wird nach einer ziemlich schnellen Verwertung gefragt und Druck aufgebaut.

SGD: Die Familien können sich in den seltensten Fällen vorstellen, was man mit so einem Studium macht. In den Einführungsveranstaltungen am Ende des ersten Semesters – das ist dann um Weihnachten – sagen wir immer: Demnächst werden Sie ja wieder in Ihren Familien sitzen und die Frage hören: „Kind, was willst Du mit diesem Studium mal machen?“ und dann gibt es ein kollektives Lachen. Die kennen das alle. In einer Auswertungsveranstaltung haben uns Studierende von abwertenden Äußerungen über das Studium in ihren Familien erzählt. Das fanden wir erschreckend. Uns geht es darum, sie fit zu machen, dass sie dazu stehen. Ich sage den Studierenden immer: da, wo das Herzblut ist, da bin ich gut. Aber natürlich muss ich auch gucken, wie es sich anfühlt. Ich muss lernen einen Fokus zu entwickeln. Das versuchen wir ihnen frühzeitig mit auf den Weg zu geben.

MT: Was sind denn momentan die von Studierenden bevorzugten Berufsfelder für die Praktika, oder gibt es keine klaren Tendenzen?

FM: Es gibt zum Beispiel Studierende, die versuchen, sich im Bereich interkulturelles Management, interkulturelle Kommunikation zu qualifizieren und deshalb schauen, in Organisationen und Institutionen zu arbeiten, wo das eine Rolle spielt. Dann gibt es die klassischen Bereiche wie Journalismus, wo man Fähigkeiten mitbringen kann wie Recherchieren, Schreiben, alles Grundfähigkeiten, die im Bachelorstudium vermittelt werden. Dann haben wir in den Kulturwissenschaften noch den Bereich Event- und Kulturmanagement.

SGD: Lokale und globale NGOs sind immer beliebt, es ist aber nicht so leicht da reinzukommen, vor allem auch nicht mit Bezahlung. Das ist in vielen Bereichen nicht der Fall. Im Stiftungsbereich sind Ethnologen auch sehr gefragt, zum Beispiel zum Thema Nachhaltigkeit oder Politikberatung. Das Thema Migration spielt natürlich eine gewaltige Rolle. Da eröffnen sich viele neue Betätigungsmöglichkeiten. Die brauchen auch unsere Studierenden in den Praktika, aber auch in der ehrenamtlichen Arbeit. Kulturarbeit in den Stadtteilen, Stadtteilmanagement, Kultursponsoring ...

FM: Auch Bereiche wie soziale Arbeit, Bildungsarbeit – einige studieren im Komplementärfach Erziehungswissenschaften, dort geht es dann um inter-

kulturelle Pädagogik, und es gibt viele Projekte, in denen unsere Studierenden gut mitarbeiten und mitdenken können.

SGD: Es ist ein weites Feld. Es gibt auch Bereiche, wo spezifische Qualifikationen gefragt sind, bei Unternehmenskommunikation, dann auch auf Basis von ökonomischem Wissen. Wir haben eine Absolventin, die ist bei Chanel in Paris [Lachen]. Ich finde es sehr spannend, diese Wege zu verfolgen. Darf ich das Stichwort aufgreifen, was Wege verfolgen angeht?

MT: Ja, gern.

SGD: Seit 2002 bietet dieses Institut eine Veranstaltung an, die heißt „Kulturwissenschaft als Beruf“. Da gibt es pro Semester zwei Veranstaltungen, auf denen überwiegend Absolventinnen und Absolventen ihre Berufe, ihre Berufsfelder präsentieren. Das ist, finde ich, einfach eine geniale Veranstaltung nach dem Motto, man kann doch nicht überall ein Praktikum machen, wo es einen interessiert. Es sind ganz lebendige, tolle Veranstaltungen, in denen die Leute keine Referate halten, es sind moderierte Gespräche, in denen die Studierenden Zwischenfragen stellen können – alles was sie interessiert, wie sie Kontakt aufnehmen können –, wo sie in komprimierter Form kurz und knackig das Wichtigste über einen Beruf, ein Berufsfeld erfahren können. Mit einem bisschen Zwang zum Glück: Sie müssen drei Veranstaltungen besuchen in sechs Semestern, das gehört zum Praxismodul. Aber sie dürfen auch alle besuchen. Das ist, finde ich, eine tolle unterstützende Maßnahme.

CW: Ja, und es ist gleichzeitig eine hervorragende Alumni-Arbeit, die wir schon zehn bis fünfzehn Jahre machen. Da haben wir langfristig Referentinnen, aber auch – finde ich – relativ „frische“ Leute, die gut in eine Arbeit reingerutscht sind und die wir dann schnell hierher einladen, auch um zu zeigen, wie sich Berufsfelder öffnen. Wichtig finde ich auch den ganzen Bereich der Flüchtlingsarbeit. Da gibt es bei uns viele Studierende, die das ehrenamtlich und aus politischem Engagement machen, die wir durch solche Veranstaltungen stärken. Die schaffen sich zum Teil ihr Berufsfeld selbst bzw. in Kooperation mit Institutionen. Wenn sie sich dann bewähren, erhalten sie schnell den Zuschlag.

FM: Das fällt in den „KuWi als Beruf“-Veranstaltungen immer wieder auf: Es gibt Leute, die sich ihre Wege selbst gesucht haben, deren Jobs vielleicht vorher gar nicht existierten, sich dann aber ergeben haben – Projekte, in denen Studierende initiativ wurden, um bestimmte Problemfelder anzugehen und zu bearbeiten und diese Arbeit mittlerweile als bezahlten Beruf machen können. Es gibt also nicht die großen Kardinalwege, sondern viele kleine Wege. Wir versuchen diese Möglichkeiten möglichst bunt zu zeigen, versuchen immer wieder andere Themen herauszufinden und auch nach Leuten zu suchen, die vielleicht noch nicht so weit weg sind von der Universität, also noch nicht so lange aus dem Bachelor raus sind. Wir haben es schon ein paar

Mal geschafft, Bachelor-Absolventen zu präsentieren, die ohne einen Master zu studieren in die Berufspraxis gegangen sind.

CW: Ich finde es immer wieder schön, gegen die gesellschaftliche Wahrnehmung zeigen zu können, dass es genügend Arbeitsfelder gibt. Was aber nach wie vor ein Problem ist, ist die gesellschaftliche Abwertung, auch in finanzieller Hinsicht. Aber „damit kannst du gar nichts werden“ – solche Stimmen gibt bei uns am Institut und am Fachbereich überhaupt nicht mehr. Und wir sehen auch Erfolge in der Lobbyarbeit. Viele Institutionen in Bremen und im Bremer Umfeld können inzwischen etwas mit „KuWi“ anfangen. Margrit Kaufmann als Diversity-Expertin hat dabei viele Türen geöffnet.³ Das ist ein großes Feld, das in den letzten fünf bis zehn Jahren entstanden ist, wo wir als Kulturwissenschaftler – neben anderen Disziplinen, das kann man auch nicht leugnen – auf jeden Fall präsent sind.

FM: Ein anderes Feld sind die Medien: Wir haben einen starken Schwerpunkt in Visual Anthropology oder Medienanthropologie, der für viele Bereiche in den Medien qualifiziert. Studierende können ihre kleinen Filme machen und Erfahrungen sammeln, auch mit der Technik, und richtige Hard Skills mitnehmen, die in journalistischen oder dokumentarischen Bereichen anwendbar sind.

MT: Sie haben ja schon beschrieben, wie Sie die verstärkte Berufsorientierung im Studiengang Kulturwissenschaft wahrnehmen und bewerten. Welche kulturwissenschaftlichen und ethnologischen Kompetenzen sehen Sie im Rahmen des Studiums als besonders wichtig an, um die Berufsorientierung und -qualifizierung der Studierenden zu fördern? Wir haben dieses Thema ja schon kurz gestreift, und Sie haben beschrieben, dass Kulturwissenschaft oft als etwas Unspezifisches wahrgenommen wird. Welche Kompetenzen erachten Sie denn als besonders wichtig?

CW: „Genau hinschauen“ – das ist ein Zitat von Ute Metje⁴ – im Rahmen von Feldforschungskursen. Das ist eine Kompetenz, die wir wirklich kultivieren. Wir haben das ausgeweitet über die Strategie des Forschenden Lernens, über Methodenkurse hinaus sehr viele Praxisbezüge zu integrieren. Recherchen, Strategien im weitesten Sinne und dabei genau hinschauen und auch selbstständig ihren Weg zu planen. Das kriegen sie schon ziemlich früh „beigepult“. Eine andere wichtige Kompetenz ist, mit einem relativen Fremdbegriff zu arbeiten, sich damit in verschiedene Themen und Felder einzuarbeiten.

3 Dr. Margrit E. Kaufmann ist Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin. Sie ist Senior Researcher und Lektorin am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft und wissenschaftliche Expertin für Diversity an der Universität Bremen.

4 Dr. Ute Marie Metje ist Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin. Sie war von 1998-2004 Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bremen. Heute arbeitet die Privatdozentin als freiberufliche Ethnologin im Bereich Evaluation und wissenschaftliche Beratung.

Wir hatten gestern zum Beispiel die Rückmeldung von Studenten, die in einer zentralen Moschee in Bremen gewesen waren und über ihre Erfahrungen lossprudelten ... Kontakt zu Muslimen in Bremen aufzubauen und zu merken, dass diese ganz anders reden als der dominante Mediendiskurs. Da geht mir das ethnologische Herz auf. Wir haben auch Leute, die in Multimediaagenturen sind, oder eine Studentin, die sich in den TransFair-Handel eingearbeitet hat. Es sind einfach so viele verschiedene Felder, die wir auch zulassen. Und die Studierenden merken dann selbst, dass es eine große Fähigkeit ist, sich nicht nur reinzufühlen, sondern auch reinzuwuseln – wie kann ich mich in einem solchen Feld behaupten. Auch das ist für die Berufsfeldorientierung eine ganz wichtige Fähigkeit.

FM: Ich glaube, in vielen Berufsbereichen, die wir angesprochen haben, ist eine inter- oder transkulturelle Kompetenz gefordert, die unser Studium vermittelt und eine gute Grundlage für viele Tätigkeiten sein kann. Wir sind gerade dabei, diese besonderen Fähigkeiten zu zertifizieren, um unseren Studierenden bestimmte Bausteine aus dem Studium als Zertifikat für inter- und transkulturelle Kompetenz mitzugeben. Das sind sowohl intellektuelle Kompetenzen als auch Erfahrungsbausteine aus den Bereichen interkulturelle oder transkulturelle Trainings und Diversity.

SGD: Ich lese die Praktikumsberichte, die die Studierenden schreiben müssen, und finde sie spannend. Die Lehrenden werten sie, benoten sie aber nicht und geben Feedbacks. Und ich lese sie, um die Erfahrungen in meine Datenbank zu packen, weil das meine Beratungsqualität besser macht. Und da finde ich es ganz spannend, wenn Studierende in ihrer Reflexion schreiben: „Am Anfang habe ich gedacht, mein Studium bringt mir gar nichts für das, was ich hier machen muss“ und dann im Verlauf des Praktikums ganz wunderbar merken, was ihnen ihr Studium alles gebracht hat – nämlich genau hinzugucken, analysieren, unterscheiden lernen, präzise denken, hinterfragen, mit Vielfalt umgehen. Ich finde es sehr spannend, wenn sie dann sagen: Wenn ich jetzt zurückgucke, dann kann ich erst sehen und wertschätzen, was mir im Studium vermittelt wurde, was mir das nützt. Das finde ich immer wieder ziemlich toll. Das sehen sie oft schon in der Mitte des Studiums. Und man sieht auch häufig eine Entwicklung bei Studierenden, je weiter sie voranschreiten.

FM: Noch ein Aspekt, der unseren Studiengang betrifft und die Ethnologie – glaube ich – im Allgemeinen: Es ist ein sehr weiblicher Studiengang, und für junge Frauen gibt es immer noch andere Voraussetzungen und Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt. Und sie werden eher in andere Bereiche gedrängt oder dirigiert. Das müssen wir auch mitbedenken, zu schauen, wo sind da Schwierigkeiten, was können wir aus dem Studium heraus für Signale setzen und sagen: Politikberatung oder andere in Führungszeichen härtere Felder, wo andere Wissenschaftler wie Psychologen oder Soziologen unterwegs sind, die dann eher männlich besetzt sind, sind auch Felder, in die Ethnolo-

ginnen gut passen und wo sie gut hingehen können. Man darf auch nicht aus dem Blick verlieren, dass es auch eine Geschlechterfrage ist – immer noch.

SGD: Das sagt unser Gleichstellungsbeauftragter! [Lachen]

FM: Ich merke das ja hier jeden Tag, wenn ich über den Flur gehe, dass hier nicht so viele Männer sind.

CW: Wenn man zum Beispiel viel mit Sozialpädagogen oder Sozialarbeitern zu tun hat, die ja auch im interkulturellen Bereich tätig sind, da merkt man, dass sie per Studium schon eine viel bessere rechtliche Ausbildung haben. Man müsste so Kombi-Studiengänge entwickeln, um uns als Kulturwissenschaftler in bestimmten Feldern besser zu qualifizieren. So passiert es oft, dass dann nicht die Ethnologen die Stelle erhalten, sondern die Soz.Päds, weil sie eine rechtliche Grundausbildung haben – was ja auch verständlich ist, weil in hohem Maße alles rechtsstaatlich geregelt ist.

MT: Gibt es von Ihrer Seite noch weitere Aspekte, die in unserem Gespräch noch nicht aufgetaucht sind und die Sie für wichtig halten?

CW: Wichtig finde ich, dass man immer wieder schaut, wie die gesellschaftlichen Entwicklungen sind. Wir sind wirklich über die Phase hinaus, Ethnologen überhaupt in bestimmten Berufsfeldern in der eigenen Gesellschaft zu etablieren. Es geht jetzt darum, bestimmte Nischen weiter auszubauen und strategisch auch bestimmte Felder, wo wir schon sehr gefragt sind, uns aber irgendeine *secondary skill* fehlt, mit zu besetzen – und langfristig strategisch darüber nachzudenken, was wir als Ausbildungsinstitution dazu beitragen können.

FM: Mir fällt da der ganze Bereich der interkulturellen Öffnung von Institutionen und Organisationen ein – Krankenhäuser, die öffentliche Verwaltung, die Polizei – alle haben mittlerweile gemerkt, dass sie diesen Input brauchen, von ethnologischer Seite über kulturelle und interkulturelle Prozesse informiert zu sein und zu werden und beraten zu werden. Und da müsste der Arbeitsmarkt reagieren und Leute müssten fest in Institutionen angesiedelt werden, die dann eben auch einen anderen Hintergrund haben als nur den Verwaltungshintergrund ihrer Institution. Dahin wird es sich entwickeln, glaube ich.

SGD: Ein wichtiges Stichwort, was die Berufs- und Stellenperspektiven angeht. Es ist auch für die Studierenden immer ein großes Thema. Viele derjenigen, die hier referieren, sagen: Arbeit zu bekommen, ist nicht ein Problem, aber es sind oft projektgebundene, befristete Stellen, was ja generell für Leute in den Geisteswissenschaften mit einer Hochschulausbildung immer mehr zunimmt. Und ich sehe, dass viele Studierende durchaus auch gern eine gesicherte Perspektive haben möchten – das sage ich, weil Du von festen Stellen gesprochen hast. ... Davon träumen wir.

CW: Davon träumen wir alle! [gemeinsames Lachen]

FM: Das kann man ja fordern. Ich sehe den Bedarf, und ich finde, so könnte es sein, so müsste es sein.

SGD: Ich wollte einfach nochmal auf die Realität hinweisen – „so müsste es sein“, das finde ich auch. Ich finde es erstaunlich, wie junge Leute – oft auch junge Männer – danach fragen, wie bestimmte Arbeitsbedingungen mit einer Familienperspektive zu vereinbaren sind. Das sind alles relevante Fragen – nicht dass wir hier so ein Wissenschaftsprekariat heranbilden – und damit meine ich gar nicht die Ethnologie, sondern allgemeiner die Geisteswissenschaften. Ich glaube, das ist ein zunehmendes Problem. Ich habe allerdings eine Verbleibstudie gemacht⁵ – die war noch über unsere KuWi-Magister-Absolventen – und da konnte man sagen, dass fast alle, gute 90%, nach spätestens einem Jahr in ausbildungsadäquaten Berufen untergekommen waren. Das heißt aber natürlich nicht feste Stellen. Und daran hat sich, glaube ich, nicht viel geändert.

MT: Das deckt sich mit einer ähnlichen Befragung Hamburger Absolventen und Absolventinnen, die am Institut für Ethnologie in Hamburg 2001 gemacht worden ist. Auch da kam heraus, dass etwa 95% der Absolventen nach dem Studium erstmal eine Arbeit gefunden haben, oft auch mit Bezug zur Ethnologie.⁶

SGD: Ja.

MT: Ganz herzlichen Dank für das Gespräch!

CW: Gern.

FM: Sehr gern.

SGD: Danke für das Interesse.

5 Siehe: http://www.praxisbuero-fb9.uni-bremen.de/fileadmin/redak_praxis/dateien/oKurzfassung_Kuwi-Studie_03-09

6 Siehe: Luge-Ehrhardt, Birgit, Marc von Itter und Martin Sökefeld (2002) Vom Studium in den Beruf. Ergebnisse einer Befragung der Absolventen des Studiums der Ethnologie an der Universität Hamburg. *Ethnoscripts* (4) 2: S. 16-33.

Mijal Gandelsman-Trier ist Ethnologin und arbeitet zurzeit als Lehrbeauftragte am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg sowie am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft der Universität Bremen.